

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Weichelt, Matthias
Der verschwundene Zeuge

Das kurze Leben des Felix Hartlaub

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5079
978-3-518-47079-4

SV

Als Felix Hartlaub 1945 in den letzten Kriegstagen im umkämpften Berlin spurlos verschwindet, ist der promovierte Historiker, Autor und Zeichner gerade 31 Jahre alt. Nach dem Besuch der Odenwaldschule studierte er in Berlin. Dort freundete er sich mit Klaus Gysi an, dem späteren DDR-Kulturminister und Aufbau-Verleger – und verliebte sich in dessen Mutter Erna. Im Krieg wurde Hartlaub als Mitarbeiter des Auswärtigen Amts nach Paris beordert und führte später mit anderen das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht im Führerhauptquartier in Rastenburg, Winniza und Berchtesgaden.

Hartlaub hat die Brutalität seiner Zeit, die »Menschenfressergesichter« in den Großstädten, die »ratlose Männlichkeit« seiner Kameraden, die Sentimentalität und Unbarmherzigkeit des militärischen Jargons mit einzigartiger Sensibilität und Klarheit beschrieben. Seine Briefe, Aufzeichnungen und literarischen Texte blieben erhalten. Darunter ein Romanversuch über das Attentat vom 20. Juli 1944, das er aus nächster Nähe – an seinem Arbeitsplatz im Sperrkreis II der »Wolfsschanze« – miterlebte.

»Die Frage nach der Genese, nach dem ‚Wie war es möglich‘, wird wohl die einzige sein, die noch an uns gerichtet, zu der vielleicht noch etwas zu sagen sein wird«, schrieb Felix Hartlaub. Matthias Weichelts Biographie spürt dem dramatischen Verlauf seines Lebens nach und rückt die bestürzende Dichte und Präsenz seines vorläufig und unvollendet gebliebenen Werks in ein neues Licht.

Matthias Weichelt, geboren 1971, Chefredakteur von *Sinn und Form*, lebt in Berlin. Er ist Mitherausgeber der kommentierten Nelly-Sachs-Werkausgabe (2011) und Autor eines biographischen Buches über Peter Huchel (2018).

Matthias Weichert

DER VERSCHWUNDENE ZEUGE

Das kurze Leben des Felix Hartlaub

Mit Abbildungen

Suhrkamp

*Für David und Jakob,
für Moritz und Paula*

Erste Auflage 2020
suhrkamp taschenbuch 5079
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2020
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht des
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47079-4

DER VERSCHWUNDENE ZEUGE



Abb. 1: Felix Hartlaub 1939.

Kapitel 1

DAS ENDE

Durchhalten und Übrigbleiben

Frühjahr 1945. Wie lange man noch aushalten muß, kann niemand sagen. Doch daß der Krieg seinem Ende zugeht, ist allen klar. Für das Großdeutsche, das angeblich Tausendjährige Reich ist die Lage trotz aller Durchhalteparolen hoffnungslos. Die Front ist längst in Deutschland angekommen, im Westen überschreiten die Alliierten den Rhein, im Osten rücken die Russen unaufhaltsam auf Berlin vor. Mit seiner Einnahme wird alles vorbei sein. Schon jetzt sind große Teile der Stadt eine Ruinenlandschaft, von immer neuen Bombenangriffen getroffen und zerstört. Einer der schwersten hat am 3. Februar noch einmal Tausende das Leben gekostet. Der baldige Zusammenbruch setzt gewaltige Menschenmengen in Bewegung, Ströme von Flüchtlingen laufen auf die Stadt zu und führen über die wenigen noch intakten Straßen und Brücken aus ihr hinaus. In Oranienburg, nördlich von Berlin, treten die entkräfteten Häftlinge des Konzentrationslagers zum Todesmarsch an, in den Rüstungsfabriken sehnen die Zwangsarbeiter die Ankunft der Alliierten herbei, die letzten untergetauchten Juden erwarten das Ende des Regimes. Hektisch wird die Stadt zur Festung ausgebaut. Als der Kampf immer näher rückt, soll ein aus Alten und Kindern bestehender »Volkssturm« aufhalten, was nicht mehr aufzuhalten ist. Anspannung und Nervosität erreichen in diesen Tagen der Entscheidung ihren Höhepunkt. Wer es bis hierhin geschafft, bis jetzt überlebt hat, will auch den endgültigen Zusammenbruch überstehen. »Bleiben Sie übrig« ist der Berliner Gruß der Stunde.

Für den »Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes« ist das Übrigbleiben keine Option mehr. Im Februar hat er ein letztes Mal die Ostfront besucht und die verbliebenen Reste seiner Truppen auf den Endsieg eingeschworen. Die folgenden Tage verbringt der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht im Bunker unter der Reichskanzlei, im Zentrum des Reichstrümmerfelds, wie die verwüstete Stadt von ihren Bewohnern inzwischen genannt wird. Von den über ganz Europa verteilten Führerhauptquartieren, den Wolfsschanzen, Adlerhorsten und Bärenhöhlen, ist nur dieser Fuchsbau geblieben, aus dem Hitler immer hilflosere Befehle zum Gegenangriff erteilt. Doch sein Versteck ist längst umgestellt.

In der offiziellen Chronik des Kriegsverlaufs, im Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht für den Führer persönlich verfaßt, klingt es bis zuletzt so, als wäre man trotz aller Schwierigkeiten Herr des Geschehens. Der Verlauf der Kampfhandlungen an den verschiedenen Frontabschnitten wird sachlich geschildert und zurückhaltend bewertet. Die Informationen laufen offenbar immer noch reibungslos zusammen, auch über die Vorhaben des Gegners zeigt man sich im Bilde. Und was sich derart nüchtern darstellen läßt, kann keinen Anlaß zur Panik bieten. Am 2. März 1945 wird der Stand der Dinge so zusammengefaßt: »Im gesamt ist festzustellen, daß die Stabilisierung der Lage gelang und daß eine Abwehr hergestellt wurde, die allerdings in mehreren Abschnitten nur schwach ist. Durch eine aktive Kampfführung war es besonders in *Niederschlesien* gelungen, den Feind abzufangen. Hier setzte er dreimal zum Angriff an und wurde jedesmal abgedreht, was als Verdienst der Führung anzusprechen ist. Trotzdem hält der Gegner an der Absicht des Angriffs gegen *Berlin* fest. Er hat anscheinend jedoch vorerst das Bestreben, seine Flanken freizukämpfen, indem er die eigenen Kräfte in Schlesien auf das Gebirge zurückdrängt und in Pommern zum Meer vorstößt. Um ihm bei Rummelsburg entgegenzutreten, sind Gegenmaßnahmen angelaufen. Es fragt sich, ob es hier noch gelingt, den hier erzielten Überraschungserfolg wieder auszubügeln. Besonderer Nachdruck wird auf die Si-

cherstellung des Kohlenreviers von Karwin und Mährisch-Ostrau sowie des Industriegebietes von Waldenburg gelegt.«

Die Stabsstelle »Kriegstagebuch«, zuvor mit Hitler durch ganz Europa gereist und in den Hauptquartieren im ukrainischen Winniza, in Rastenburg und Berchtesgaden untergebracht, ist nun im Wehrmachtführungsstab im Lager »Maybach I« in Zossen angekommen, einer Kleinstadt zwanzig Kilometer südlich von Berlin, deren gigantische Bunkeranlagen auch die militärische Nachrichtenzentrale beherbergen. Für die unabirrt weitergeföhrt, täglich aus Bergen von Akten und Unterlagen destillierten Einschätzungen der Kriegsschauplätze interessiert sich längst niemand mehr, die unwichtig gewordene Abteilung wird außerhalb der unterirdischen Schutzräume in einer windigen Baracke untergebracht. Hier sitzt der einunddreißigjährige Obergefreite Dr. Felix Hartlaub und arbeitet mit seinem Vorgesetzten, dem Geschichtsprofessor und Major Percy Ernst Schramm, die Nächte durch. Die überall spürbare Anspannung hat nicht nur Gereiztheiten in der Abteilung, zu der noch ein weiterer Historiker und eine Stabshelferin gehören, sondern auch eine hysterische Überproduktion zur Folge, wie Hartlaub am 8. März seinem Vater berichtet: »Bei P[ercy] hat sich die allgemeine malaise in eine zyklopische dienstliche Arbeitswut umgesetzt, die deutlich pathologische Züge trägt. Er fabriziert die ungeheuerlichsten inhaltlich ganz wertlosen, von niemand begehrten geschweige denn gelesenen Manuskripte, die alsbald nach ihrer Fertigstellung ins Ungewisse versendet werden. Alles völlig sinnlos, aber für uns denkbar strapaziös; es zieht sich regelmäßig bis über Mitternacht und in Unterhose und Pyjama hinein. [...] [M]eine Tätigkeit umspannt nach wie vor alles zwischen den schwierigsten in Rekordzeit herzustellenden Ausarbeitungen und schwitzender Rollkutschertätigkeit. Nebenbei Ausbildung mit P[an]z[er]-Faust und derartigen Scherzartikeln, die aber vorläufig mehr sinnbildlichen Charakter hat.«

Für den plötzlich erwachten Eifer seines Chefs vermutet Hartlaub dienstliche Gründe. Dieser habe, schreibt er am 17. Februar

nach Hause, »wegen mangelhafter Arbeitsleistung bzw. Bevorzugung seiner privaten wissenschaftlichen Belange heftig eins rein gewürgt bekommen« und wolle nun »durch verdreifachte Leistung und überstürztes Nachholen Abbitte tun«. Daß die Unrast des Majors noch ganz andere Ursachen hat, kann sein Mitarbeiter nur ahnen. Schramms Schwägerin, Elisabeth von Thadden, ist nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und im September in Plötzensee hingerichtet worden, auch seine Frau wird vernommen.

Das Attentat selbst haben die Chronisten des Weltkriegs als Ohrenzeugen miterlebt. Als Stauffenbergs Bombe in der Wolfschanze neben Hitler explodiert, sitzen Schramm und Hartlaub im Sperrkreis II über ihren Akten und hören die Detonation als nahe Donnergrollen: »Das grosse Ereignis neulich haben wir aus einer ziemlichen Nähe und mit vielen aufregenden Details miterlebt, es füllt mich noch völlig aus. Im Übrigen geht der alte Betrieb ohne jede Einschränkung weiter, es hat sich nichts geändert.« Eine ziemlich lapidare Feststellung für die Aktivitäten, die Gestapo und Sicherheitsdienst nach dem niedergeschlagenen Putsch entfalten. Hunderte werden festgenommen und verhört, viele von ihnen gefoltert und hingerichtet. Jeden kann es treffen, ein bloßer Verdacht reicht aus, man vertraut besser niemandem mehr. Die Vernichtungswut des Regimes, die militärisch keine Ziele mehr hat, richtet sich nun nach innen, das Finale soll apokalyptisch sein. Wer kann, hält sich am Rand. »Was vermochte man da anderes zu tun, als eine Maske aufzusetzen und zu arbeiten, zu arbeiten!« rechtfertigt Percy Ernst Schramm sich nach dem Krieg. Die Schreibtischaufgabe hat ihn und Hartlaub inmitten des Sterbens und Tötens lange davor bewahrt, selbst in die Kämpfe verwickelt zu werden. Aber letzterer weiß seit Februar, daß seine Abkommandierung an die Front bevorsteht und erfolgt, sobald Ersatz gefunden ist. Schutz gibt es ohnehin nicht mehr, schon gar nicht im Bretterverhau des improvisierten Büros. Als Hartlaub und Schramm sich am 15. März nach einer weiteren Nachschicht mittags zum Schlafen hinlegen und den Alarm überhören, werden sie von heftigen Erschütterungen

geweckt und schaffen es nicht mehr in den Bunker. Den Angriff überstehen sie unversehrt in einem nahen Erdloch. Sie haben noch einmal Glück. Wie lange noch?

In den Briefen, die Hartlaub bis zum März 1945 auf dem immer noch funktionierenden Postweg verschickt, gilt seine Sorge nicht nur dem Wohlergehen von Verwandten und Freunden. Ebenso wichtig ist ihm das Schicksal der Manuskripte, die er bei ihnen deponiert hat. Denn was der promovierte Historiker im Sperrbezirk zu Papier bringt, beschränkt sich nicht auf die offizielle Darstellung der Kriegsgeschichte. Bis zuletzt sitzt er, trotz Schlafmangel und Überarbeitung, an eigenen literarischen Aufzeichnungen, die er nach draußen in Sicherheit bringt. Veröffentlicht hat er, abgesehen von ein paar Kindererzählungen, noch nichts, nur seine Dissertation über ein anderes militärisches Großereignis, »Don Juan d'Austria und die Schlacht bei Lepanto«, ist 1940 als Buch erschienen. Dabei hat er früh mit dem Schreiben begonnen, schon als Schüler Theaterstücke, Novellen und Reisetagebücher verfaßt; Briefe sind ihm lebenslang eine tägliche Notwendigkeit. Aber er hat Pläne mit dem, was in Kisten und Koffern aufbewahrt und aus guten Gründen versteckt wird. Er will, was er als Student in der Reichshauptstadt, beim Auswärtigen Amt im besetzten Paris, als Soldat in Rumänien und seit 1941 als Kriegshistoriker im Führerhauptquartier beobachtet und notiert, für später festhalten. Darunter Entwürfe eines Ende 1944 konzipierten Romans, der im Wehrmachtsführungsstab spielt und auch die Ereignisse rund um das Attentat in der Wolfsschanze aufgreift.

Daß er die Vernichtung Europas aus nächster Nähe miterlebt, ist Hartlaub seit Kriegsausbruch bewußt, die historische Dimension seiner literarischen Aufzeichnungen wird ihm immer klarer. Wer sich in solchen Zeiten aufs Schreiben einläßt, muß zu dem, was um ihn herum vor sich geht, Stellung beziehen. Zeuge sein. Das weiß auch Hartlaub, der 1944 aus dem Führerhauptquartier in Berchtesgaden schreibt: »Die Frage nach der Genese, nach dem ‚Wie war es möglich‘, wird wohl die einzige sein, die noch an uns

gerichtet, zu der vielleicht noch etwas zu sagen sein wird.« Das Urteil werden andere fällen, die später kommen. Darin liege die »tiefe Berechtigung der Geschichtsschreibung«, die dem Historiker der Seeschlacht von 1571 und Berichterstatter des Weltkriegs erst unter diesen Umständen bewußt wird: »Niemand weiß und begreift weniger von der eigenen Zeit als die Zeitgenossen. Mir selbst geht es wenigstens so; man bleibt in einer so beschämenden Weise in den eigenen Umriß gebannt. Man müßte viel aufschreiben, denn andere als privat persönliche Quellen werden später kaum vorhanden sein und gelten.« Allenfalls tastende, sich den Ereignissen Schritt für Schritt nähernde Versuche erscheinen angesichts der eigenen Unfähigkeit, das Ungeheuerliche von außen in den Blick zu nehmen, noch angemessen: »Man wird mit ganz kleinen Geschichten anfangen müssen, ohne alle Hilfsmittel und Ansprüche, allein aus dem Erleben dieser letzten Jahre heraus.« Wer an diesem Neuanfang teilhaben will, muß aber erst einmal durchkommen und das Inferno überstehen: »Man muß hoffen, doch noch Zeiten zu erleben, in denen das ganze unermeßliche Leid einmal [...] zum Bewußtsein, zur Sprache und Gestaltung [...] kommt.« Anders als der »Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes« bereitet sich Felix Hartlaub nicht auf den Untergang vor. Er will übrigbleiben.

Die letzten Tage

Und das ist schwer genug. Nach Beschwerden des Generalstabs, der aus Bewertungen im Kriegstagebuch Kritik an der Obersten Führung herausgelesen hat, erhalten Schramm und seine Mitarbeiter nach dem Scheitern der Ardennen-Offensive Ende Januar kaum noch aktuelle Informationen. Aber was Hartlaub sieht und hört und etwa über die Bombardierung Dresdens erfährt, genügt ihm. Am 9. Februar hat er dem Vater geschrieben: »Ich habe mir soviel vorgestellt und alles ziemlich zutreffend – bin aber trotzdem bereits ziemlich außer Puste und verstört.« Gustav Friedrich Hart-

laub bleibt bis zuletzt der wichtigste Briefpartner seines Sohnes. Der frühere Direktor der Mannheimer Kunsthalle war im März 1933 wegen »Kulturbolschewismus« aus dem Amt entlassen worden und 1939 mit seiner zweiten Frau nach Heidelberg gezogen, wo er sich mit dem Verfassen von Artikeln und Rezensionen beschäftigt und in einem Refugium der Erinnerung an bessere Zeiten einrichtet. Der gesellige Verkehr im Kreis um Marianne Weber lässt ihm das Arrangement mit dem Staat, der seine Karriere beendet hat, erträglich erscheinen, Opposition oder Widerstand hält er nicht für angeraten. Überhaupt gelten alle Ambitionen nun dem ältesten Sohn. Dessen Begabung hat Gustav Friedrich Hartlaub früh erkannt und nach Kräften gefördert. Der Anspruch, noch für den Erwachsenen erster Ratgeber und Mentor zu sein, belastet aber die eigenständige Entwicklung des Sohnes. Auch nach dem Studienbeginn in Berlin stimmt Felix jede wichtigere Entscheidung mit dem Vater ab und bleibt auch finanziell von ihm abhängig. Ein bemerkenswert offenes und enges, aber auch schwieriges Verhältnis, in dem Konflikte ebenso unterdrückt wie schonungslos ausgetragen werden. Selbst Auskünfte über Intimes, Erotisches haben in diesen Familienbriefen ihren Platz.

Die unwirkliche Endzeitstimmung im Winter 1945 lässt ohnehin alles durcheinanderrauschen. Mit einer Frankfurter Bekannten werden eheliche Zukunftspläne erwogen, während eigentlich alles in Frage steht, »reichlich wesenlos« ist angesichts der »neuen mil[itärischen] Lage«. Als Sehnsuchtsbild bleibt die familiäre Eintracht, das unzerstörte Elternhaus, die heile Heimat. Daran muß man sich klammern, wenn ringsum alles zusammenbricht: »Ich kann Euch garnicht sagen, wie dankbar ich für die Heidelberger Tage bin, sie haben das Gefühl völliger Harmonie in mir hinterlassen. Die Erinnerung wird sicher oft darauf zurückgreifen. Der Eindruck der unversehrten Stadt, des unversehrten Hauses und des noch funktionierenden menschlichen Austausches waren regelrechte Seelenspeise.« Gustav Friedrich Hartlaub, noch 1939 in einem Brief des Sohnes an eine Freundin als »Urjammerbild ei-

nes Vaters, eines Lebenslosen«, als »Mann ohne Arbeit« verspottet, der »journalistische Tagesbesogne zu Inhalten, Impressionchen zu Gesamtempulsen« steigere, wird im Angesicht des Infernos zum bewunderten Vorbild souveräner Lebensführung. Die düstere Gegenwart taucht alles Vergangene in milden Glanz. »Für mich war Deine Teilnahme und dauernde briefliche Gegenwart in diesen letzten Zeiten natürlich eine ganz entscheidende Tatsache, die meiner Isoliertheit und Eingesperrtheit viel von ihrer Schwere genommen hat. Ich sehe uns auch alle eines Tages wieder beieinander; was mich persönlich betrifft, erweckt zwar die körperliche Insuffizienz immer wieder Bedenken. Ich tröste mich aber immer mit der Hoffnung, möglichst viel von der Beständigkeit und Kursfestigkeit mitbekommen zu haben, die Du in den letzten Jahren bewiesen hast.«

Wie alle Familien hat der Krieg auch die Hartlaubs auseinandergerissen. Seine Schwester Genoveva, genannt Geno, die ebenfalls schreibt und dem Bruder eine 1941 veröffentlichte Erzählung (»Die Entführung«) voraushat, hat Felix seit Jahren nicht mehr gesehen. Als Wehrmachthelferin wird sie in Frankreich und Norwegen eingesetzt und gerät dort in Gefangenschaft. Den jüngeren Bruder Michael, zuletzt in Niederschlesien an der Front, führt das schrumpfende Kampfgebiet noch einmal mit Felix zusammen, nachdem sie zuvor Tausende Kilometer voneinander entfernt gewesen waren. »Laut Brief vom 28. I. befindet sich das Michele, nach anscheinend wieder ziemlich hanebüchenen Rückzugserlebnissen, hier ganz in meiner Nähe, bei den Funkmessern in Döberitz. Leider ist es mir wegen Zeitknappheit und gestörter Verbindungen noch nicht gelungen, mit ihm in Verbindung zu treten. Ich hoffe, dass ich zum Wochenende einmal hinausfahren kann – anders ist anscheinend keine Verbindungsaufnahme möglich. Ich habe gewisse Befürchtungen, ob er noch da und nicht den letzten wilden Frontraffungsmassnahmen zum Opfer gefallen ist. Es wäre einzigartig schön, wenn ich ihn jetzt hier noch sehen könnte.« Das unwahrscheinliche Zusammentreffen kommt wenig später tatsächlich.

lich zustande. Die Gefechte auf dem Rückzug nach Berlin hätten alles bis dahin Erlebte weit hinter sich gelassen, erzählt ihm der Bruder, sie sind eine Vorahnung dessen, was ihnen im Kampf um die Hauptstadt bevorsteht: »Wir waren beide reichlich bedrückt, sehr unheimlich berührt von der Tatsache unseres bisherigen Erhaltenbleibens und darum nur umso unruhiger gegenüber dem Kommenden, für das wir uns beide nicht so recht geraicht fühlten.« Aber nicht nur räumlich hat der Krieg die Geschwister voneinander entfernt. Auch ideologisch hat sich eine Kluft aufgetan. Die Jahre der Indoktrination haben ihre Spuren hinterlassen, bis in die Familie hinein, wie Felix den Eltern am 8. März 1945 schreibt: »Das Michele natürlich letzten Endes, wenn auch mit deutlicher persönlicher Nuancierung, in der eingetrichterten Vorstellungswelt befangen, das erschwerete etwas die Verständigung. Bei längerem Zusammensein hätte sich das sicher rasch gelöst. Dazu kam die gewisse Gefühlslähmung, die sich allgemein bemerkbar macht – nur bei meinem Aufenthalt in H[eidelberg] bei Euch habe ich sie eigentlich nicht gespürt.« Das erhoffte zweite Treffen mit dem Bruder kommt nicht mehr zustande. Michael Hartlaub hat Glück. Seine Einheit wird nach Westen verlegt, der Berliner Häuserkampf bleibt ihm erspart.

Gut zweieinhalb Millionen sowjetische Soldaten, mehr als sechstausend Panzer und siebeneinhunderttausend Flugzeuge machen sich inzwischen für den Angriff bereit, ihnen stehen etwa eine Million Verteidiger auf deutscher Seite gegenüber, zusammengestellt aus Überresten von Wehrmacht und Waffen-SS, aus improvisierten Polizei- und Volkssturmverbänden. Am 16. April beginnt die Rote Armee, die Stadt in einer Zangenbewegung einzuschließen. Und mit ihr die Menschen, die dort ausharren. Zu ihnen gehören die Freunde, die Hartlaub unbedingt wiedersehen will, bevor er sich in der Spandauer Seeckt-Kaserne zur Infanterie melden muß. Im April hat er die längst erwartete Abkommandierung an die Front erhalten, die Panzerfaust ist nun auch für ihn kein Scherzartikel mehr. Daß er inmitten des Zusammenbruchs noch zwei

Wochen Urlaub erhält, gehört zur bizarren Logik der militärischen Bürokratie. Die unverhofft geschenkte Zeit, ein letzter Aufschub vor dem unausweichlichen Finale, verbringt er in jener Stadt, die ihm fremd geblieben und doch Lebensmittelpunkt geworden ist. Im Dezember 1943 hat er aus der Wolfsschanze an Melita Laenebach geschrieben: »Ich war mit Berlin nicht besonders verwachsen und habe sehr wenig davon mir wirklich zu eigen machen können. Aber alles Entscheidende knüpft sich für mich doch in irgendeiner Form an diese Stadt.« Auf dem Dachboden ihrer Wohnung in der Schlesischen Straße in Kreuzberg verwahrt seine Freundin auch einen Teil seiner Aufzeichnungen. Beide sind seit 1943 ein Paar, doch ihr Zusammensein habe, sagt sie nach dem Krieg, wegen Hartlaubs ständiger Dienstverpflichtungen gerade einmal dreißig Tage gedauert. Die Beziehung ist mittlerweile »in den letzten Zügen«, die »beiderseitige Schwunglosigkeit und Stumpfheit kaum zu überbieten«, erfahren Hartlaubs Vater und Stiefmutter in gewohnter Offenheit. Kennengelernt hat er die junge Frau bei Klaus Gysi und Irene Lessing, mit denen ihn seit Beginn seiner Berliner Jahre eine enge Freundschaft verbindet. Klaus' Mutter, Erna Gysi, wurde seine große Liebe, mit der zwanzig Jahre älteren, belesenen, selbstbewußten Frau führt er eine leidenschaftliche Beziehung, die auch die Emigration der jüdischen Freundin 1938 nach Frankreich übersteht. Die an sie gerichteten berührenden Briefe werden von Hartlaubs Vater, dem die Verbindung mißfällt, später verharmlosend gekürzt in die Auswahlausgaben aufgenommen.

Sohn Klaus kennt er bereits aus der Odenwaldschule. Seit dem Umzug nach Berlin gehört Hartlaub zur Familie, die in Zehlendorf am Teltower Damm ein offenes Haus führt, er wohnt eine Zeitlang bei der Großmutter und später auch in der Villa der Lessings Am Schlachtensee 130. Auch von Zossen aus kommt er hierher, sooft sich die Gelegenheit bietet. Anfang März berichtet er dem Vater von den abenteuerlichen Fahrten nach Kreuzberg und Nikolassee: »Ich muss froh sein, wenn ich einmal in der Woche, neuerdings auch seltener, in die von Mal zu Mal übler zerfledderte

Stadt entwischen kann, um nach oft stundenlanger Stehfrierfahrt nebst Fussmarsch mit gegen Ende heftig creszierender Bangigkeit vor den – bisjetzt noch immer – unversehrten befreundeten Heimen anzulangen. Dort liegt dann der Hauptakzent auf dem, was ich zu essen mitgebracht habe, meistens nur meine eigene, für zivile Begriffe immer noch erstaunliche Abendration, dazu vielleicht ein Kochgeschirr voll entwendeter Feldküche. Das wird dann im Dunkeln, die Kerzen sind meist alle, verzehrt, Ablegen des Mantels entfällt. Das Aufleuchten der electricité ist dann das Zeichen für den allabendlichen Moskitoalarm (die Sirenen brauchen den Strom). Dieser ist meistens kurz, aber eigentlich immer mit zerbrochenen Scheiben, herausgesprungenen Verd[unkelungs]pappen und dergl. verbunden. Die verbleibende Nacht ist nicht mehr sehr üppig bemessen, da ich mich um 5½ Uhr spätestens auf die Rückreise begeben muss. Bei Mel[ita] beträgt die Temp. im Gros der Wohnung um 0 Grad, sie hat sich mit einigen Möbelstücken in die Küche zurückgezogen, die sie bis kurzem mit Hilfe des Gas-Backofens und aller möglichen el. Sonnen noch auf einer einigermassen menschlichen Celsiushöhe halten konnte – jetzt ist aber beides ausgefallen.«

Die Besuche der weitgehend zerstörten, sich auf den Endkampf vorbereitenden Stadt versorgen den Historiker Hartlaub mit einer konkreten Anschauung dessen, was sich in der von ihm mitverfaßten Chronik hinter militärstrategischem Jargon wie »aktiver Kampfführung«, »Gegenmaßnahmen« und »Überraschungserfolgen« verbirgt. Die Wirklichkeit des Krieges, schreibt er am 8. März 1945 aus Zossen an den Vater, ist eine andere: »Trotzdem ist alles eisern zum Bleiben entschlossen – es bleibt auch von Obrigkeitswegen garnichts anderes übrig. Ich selbst bin alles in allem dankbar dafür, dass ich aus einiger Nähe an dem Schicksal dieser Stadt teilnehm und den gänzlich verlorengegangenen Anschluss an die Realität dieser Tage wieder schüchtern anknüpfen kann.«

Denn über das Grauen kann nur sprechen oder gar schreiben, wer es selbst erlebt hat. Für Hartlaub sind Realität, Wirklichkeit,

Erfahrung seit seiner Jugend Chiffren für etwas, was sich ihm immer wieder entzieht. Nun werden sie zur Maxime für ein menschliches und schriftstellerisches Ethos, das die Grundlage des Schreibens nach der Katastrophe bilden soll: »Nur muss die Anreicherung mit wirklicher Erfahrung noch einen grösseren Umfang annehmen – in dieser Beziehung haben mir die letzten Jahre, die mich nur mit dem farblosesten und fadesten Büromenschentum zusammengebracht haben, sehr wenig weitergeholfen.« Und die Trümmer- und Leichenberge der Nazijahre bilden eine Wand, hinter der alles verschwindet, was an humanistischem Bildungsgut und propagandistischer Unterhaltung noch vorhanden sein mag. Die Welt von gestern hat abgedankt: »Alles was ich sonst zu sagen hätte in diesem Zusammenhang, ist so abgegriffen und würde so nach einer schiefen höheren Warte klingen. Man muss dies wirklich selbst mitgemacht haben oder möglichst den Mund halten. Wenigstens sehe ich schwarz für die Restbestände von Heldensagen und Abenteuergeschichten in den Buchhandlungen, falls sie noch nicht sämtlich verbrannt sind. Sie werden kaum noch einen Käufer finden, wo jeder von den Grossstädtern die akute Todesgefahr und Todesangst nun tagtäglich ins Haus geliefert bekommt. Dass sich der Zusammenbruch der bürgerlichen Welt unter so infernalischen Umständen vollzieht, wäre nicht unbedingt erforderlich gewesen, ausserdem geht ja auch einiges mit kaputt, was durchaus noch nicht reif dafür war.«

Der bei aller Bitterkeit ironische Ton des Briefs vom 25. März 1944 aus Berchtesgaden richtet sich an die Freunde Irene und Klaus. Das Verhältnis zu ihnen ist so offen und eng wie sonst nur zum Vater. Mit ihnen spricht Hartlaub über alles, was ihn bewegt, über Bücher, Filme, Theater, über Geschichte und Kunst, auch über die eigenen literarischen Versuche. Die Villa am Schlachtensee ist auch während des Krieges noch eine geschützte Zone, ein Rückzugsort. Man geht zum Schwimmen in den See und sonnt sich auf der Terrasse. Die ungezwungene Atmosphäre teilt sich auch auf Fotos vom August 1943 mit, auf denen beide Paare in Badesachen

in der Sonne liegen. Bedrohung und Terror scheinen hier fern zu sein. Man kann sie zumindest vergessen.

Aber die Idylle war schon vor dem Näherrücken des Krieges nur eine scheinbare, hier, im beschaulichen Südwesten Berlins, ist die Gefahr sogar näher als gedacht. Denn der charismatische, energische Freund, in der DDR später Aufbau-Verleger, Kulturminister und Staatssekretär für Kirchenfragen, hat sich wie seine Freundin im kommunistischen Widerstand engagiert; beide werden während eines Besuchs bei Erna Gysi in Paris vom Kriegsausbruch überrascht und interniert, kehren dann aber im Auftrag der KPD nach Deutschland zurück, um angeblich Informationen für die Komintern zu beschaffen. In den neunziger Jahren wird Klaus Gysi der Hartlaub-Biographin Monika Marose Andeutungen über gemeinsame Aktivitäten machen, weitere Auskünfte verhindert ein Schlaganfall. Worin genau ihre angebliche Kundschaftertätigkeit bestand, was Felix davon wußte und welche Informationen aus dem Oberkommando der Wehrmacht er ihnen weitergab, ist ein großes Geheimnis. Wiebrisant die Freundschaft des Militärhistorikers aus dem Führerhauptquartier mit dem kommunistisch-jüdischen Liebespaar ist, ist allen Beteiligten klar. Zumal Klaus Gysi sich der Einberufung zum Volkssturm nur entziehen kann, weil er mit Hilfe gefälschter Abstriche eine Diphtherieerkrankung vortäuscht. Eine Gemeinschaft der Gefährdeten.

Vor allem der Obergefreite Hartlaub macht sich keine Illusionen. Alle Versuche der Freunde, ihn davon abzubringen, dem Stellungsbefehl Folge zu leisten, wehrt er ab. Hätte man einen Deserteur im Haus aufgegriffen, hätte das für alle den Tod bedeutet. Tatsächlich wird die Villa am Schlachtensee noch in den letzten Kriegstagen von einer jener Patrouillen durchsucht, die jeden aufgreift, der sich dem Heldentod zu entziehen versucht.

Irene Lessing bleibt nichts anderes übrig, als den Freund wohl am 20. April zur S-Bahn-Station Nikolassee zu bringen, wo er sich mit dem Schwejk-Zitat »bis nach dem Krieg um sechs« von ihr verabschiedet. Der sowjetische Angriff auf Berlin hat da längst

begonnen, die ersten Vororte sind bereits eingenommen. Über die beiden Havel-Brücken, die für den Fall, daß der Führer doch noch entkommen will, nicht gesprengt worden sind, treten hunderttausend Menschen die Flucht nach Westen an. Für viele ist es ein Lauf in den Tod, sie sterben im Kugelhagel der letzten Gefechte. Ihre Leichen schwimmen im Fluß oder liegen am Rand der Straßen. Sie werden nach Ende der Kämpfe in Massengräbern bestattet, manche später in Friedhöfe umgebettet. Um wen es sich handelt, ist oft nicht mehr festzustellen. Die Kapitulation am 2. Mai kommt für sie zu spät. Auch Felix Hartlaub kommt in der Spandauer Kaserne nie an. Er verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen. 1955 wird er für tot erklärt.